

Meike Gleim

## **Was hätte Virginia Woolf dazu gesagt?**

Warum Feminismus heute noch aktuell ist



Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie.  
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar unter  
<http://dnb.d-nb.de>

**Besuchen Sie uns auch im Internet:  
[www.marta-press.de](http://www.marta-press.de)**

1. Auflage Oktober 2018

© 2018 Marta Press UG (haftungsbeschränkt), Hamburg, Germany

[www.marta-press.de](http://www.marta-press.de)

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© Umschlaggestaltung: Niels Menke, Hamburg  
unter Verwendung einer Illustration von Shezray Hameed.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-944442-85-3

Danke an Dagmar Schmidt-Gleim, Johanna West, Karen Jungblut, Antonia Rahofer, Eva Schörkhuber, Antonia Ulrich, Hannah Bruckmüller und Jana Reich für ihr Lektorat und ihr Glauben an das Buch.

Danke an Shezray Hameed für die Illustration des Buchcovers.

Danke an Johanna West, Veronika Wolf, Audrey de Montgolfier, Sigrid Kolb, Claudia Wiesner, Emilie Berthelot, Christine Cecil und Anna Artaker für die beruflichen Erfahrungsberichte, die diesen Text inspiriert haben.

# Inhalt

1. Einleitung .....	8
2. Alltagsbeobachtungen zur Arbeitsteilung. Reproduktive Arbeit im gesellschaftlichen Wandel? .....	23
3. Ein Erfahrungsaustausch zum sozialen Element am Arbeitsplatz und seine Auswirkung auf die Karriere von Frauen.....	52
4. Die Frau im Bild, seine mediale Erotisierung und seine Rolle als Werbeträger des kapitalistischen Marktes .....	88
5. Was hat die intellektuelle feministische Produktion dazu zu sagen? .....	113
6. Resümee .....	136

# 1. Einleitung

Virginia Woolf hat vor 89 Jahren *Ein Zimmer für sich allein* geschrieben. Der Text hat – unvergesslich und nachhaltig – den feministischen Diskurs geprägt, ist aber inzwischen doch ein wenig verstaubt, im wahrsten Sinne des Wortes. Denn als das kleine bescheidene Reclam Bändchen durch Zufall in meine Hände gelangt, muss ich erst einmal den Staub von dem Buch wischen. Dann aber, nach einigen Seiten, stelle ich überraschenderweise fest, dass mich der Text – ein Vortrag war es seinerzeit gewesen, um genau zu sein – trotz seiner Antiquiertheit fesselte, ganz so, als ob mich Virginia Woolf persönlich sanft anstupst und mich dadurch dazu bewegt, weiterzulesen. Und fast so sollte es sich dann auch ereignen. Irgendwann steht sie tatsächlich leibhaftig – mitsamt ihrer zierlichen Gestalt und ihrem sanften verschmitzten Lächeln – in meinem Zimmer. Aber dazu komme ich später.

Vorerst bin ich allein, allein mit dem Buch. Und nach vielen weiteren Seiten Lektüre und verflossenen Stunden, erscheint es mir so, als ob das Buch sprechen könne, als ob es lebendig sei und als ob keine 89 Jahre vergangen seien, seit es Frau Woolf verfasste.

Das Buch in den Händen haltend frage ich mich, was ist es, was das Buch so lebendig macht? Die Thematik? Frauen und Literatur oder die materiellen Bedingungen von Schriftstellerinnen? Nein, die Thematik von Woolfs Text ist zu spezifisch. Und ihre Behandlung ist von den Erfahrungen einer vergangenen Zeit geprägt, die für mich und eine zeitgenössische Leser\*innenschaft so ohne weiteres nicht relevant wären. Ihre Forderungen? 500 Pfund und ein Zimmer für sich allein? Nein, auch das kann es nicht sein. Woolfs Forderungen sind schon zum Zeitpunkt des Erscheinens des Büchleins strategisch zu verstehen gewesen und sollten an gegenwärtige Verhältnisse angepasst werden. Im Internet lese ich, das 500 Pfund

im Jahr derzeit etwa 79000 Pfund entsprächen. Tja, das haben die meisten Frauen allerdings auch heute nicht.

Ich blättere in dem Buch, lese hier und da eine Passage zum ich-weiß-nicht-wievielten Mal, und dann weiß ich, was es ist, das mich, die ich es gewohnt bin, feministische Texte entweder in abstrakten Abhandlungen, als politische Pamphlete oder als biografische Erfahrungsberichte verpackt zu lesen, so berührt, dass ich das Buch wieder und wieder lese. Es ist die subtile Art und Weise, in der Woolf die materielle Dimension ihrer Erfahrungen als Frau in ihre Untersuchung einfügt, sie greifbar, spürbar und sichtbar macht. Woolf beschreibt in ihrem Buch, was sie isst (Backpflaumen mit Vanillesoße), wie die Person aussieht, die sie am Eingang der Bibliothek abwimmelt (silberhaarig), und was sie sieht, wenn sie aus dem Fenster blickt (ein Paar, das in ein Taxi steigt) und wird dabei dennoch niemals banal, ausschweifend allgemein oder persönlich, denn all ihre Beobachtungen und Erfahrungen haben einen Wirklichkeitswert, einen materiellen Stellenwert im gesellschaftlichen Leben und in zwischenmenschlichen Verhältnissen. Keine Bemerkung scheint überflüssig, keine Beschreibung Firlefanz und doch rankt der Flieder über die Mauer und der Professor fängt an zu galoppieren, wenn man pfeift. So wie das Leben eben von derlei Zerstreuungen geprägt ist. Es entsteht daher der Eindruck, ihr beim Denken regelrecht zuschauen zu können und den Boden, auf den sie tritt oder trat, unter den eigenen Füßen zu spüren.

Und dann geht es doch auch um das Thema, bei der Frage, warum mich dieses alte staubige – so ganz ließ sich der Staub gar nicht mehr abwischen – Buch fesselt? Woolf schafft es in den Seiten ihres Buches eine Subjektposition jenseits normativer Frauenbilder anzuvisieren, eine Position, die Potential und Vermögen ist. Das heißt, in Woolfs Terrain der dichtenden Frau, dass eine Frau schreiben können sollte, ohne an ihre Erfahrungsgrenzen und die Widerstände ihrer Alltagswelt zu stoßen. Und das heißt in einem erweiterten Sinne, dass Frauen in erster Linie zu ‚Menschen‘ werden und sich selbst entwerfen können, ohne dabei an materielle und immaterielle Grenzen wie traditionelle Rollenbilder zu stoßen. Und die

Frage, wie wir dies ermöglichen können, so scheint mir, steht auch im gegenwärtigen Kontext offen.

Das heißt nach vielen Jahrzehnten der Frauenbewegung, die tatsächlich viel in Sachen Gleichberechtigung bewirkt hat, einer Vielzahl von Ausnahmefrauen, die es sehr erfolgreich in gesellschaftliche Machtpositionen geschafft haben sowie einer akademischen Kritik, die bezweifelt, dass eine politische Bewegung durch ein Subjekt präsentiert werden könne, das in der politischen Ordnung, die es bekämpfen sollte, selbst hervorgebracht worden war und die damit jeglicher Repräsentationspolitik, d.h. einer Politik, die davon ausgeht, dass sich Frauen für Frauen einsetzen können, kritisch gegenüber steht und damit dem Feminismus sozusagen die Akteurinnen raubt.<sup>1</sup> Oh je, der Satz könnte noch länger werden, aber ich mache hier mal einen Punkt.

Also, trotz all dieser möglichen Einwände, erscheint es mir wichtig, heute noch einmal zu Virginia Woolfs Buch zurückzukehren und mit dem Buch in der Hand zu fragen: Was müssen wir heute fordern, damit Frauen endlich das verwirklichen können, was Virginia Woolf in *Ein Zimmer für sich allein* interessierte – ihre freie Entfaltung, statt die Wiederholung vorgefertigter Bilder, ob als Dichterinnen oder Werbemanagerinnen, als Mütter oder Pilotinnen, das heißt herauszufinden, wie sie in erster Linie Personen, Agentinnen oder Subjekte sein können?

Dennoch lege ich das Buch jetzt einen Augenblick aus der Hand. Ich will die heutige Wirklichkeit betrachten und nicht nur Literatur von gestern. Ich frage also, was Sie, verehrte LeserInnen, davon halten, eine feministische Bestandsaufnahme der Gegenwart zu verfassen?

Aber nein, ich frage nicht wirklich. Ich bin allein, allein mit einem staubigen Buch, das vor 89 Jahren als Vortrag verfasst wurde und frage mich, wie es um den Feminismus steht. Und ich denke

---

<sup>1</sup> Judith Butler etwa hatte uns weggeführt von einer Identitätspolitik, von einem Wir Frauen, hin zu performativer Politik: „Es gibt keinen Täter hinter der Tat gibt, sondern der Täter wird in unbeständiger, veränderlicher Form erst in und durch die Tat hervorgebracht wird.“ *Gender Trouble*, Suhrkamp 1991.

daran, dass dieser jahrzehntelang ins Hintertreffen geraten war. Man war mit großen Krisen beschäftigt: Finanzkrisen, Eurokrisen, „Flüchtlingskrisen“, Brexit, der Popularisierung rechtsextremer Bewegungen und so fort.

Einst, ungeschult, romantisch und naiv und was man einem behüteten Mädchen sonst noch so an den Kopf wirft, hatte ich geschrieben: Männer haben Krisen, Frauen haben Phasen, Krisen können bekämpft, Phasen müssen durchlitten werden. Diese Epoche schien nun endgültig vorüber. Denn in den Krisen der letzten Jahrzehnte kämpften Frauen Seite an Seite, an vorderster Front mit den Männern und dirigierten uns durch sie hindurch.

Frauen hatten es also geschafft, in die Krisen dieser Welt mitbezogen zu werden, und zwar nicht nur als Leidensgenossinnen. Eine Forderung, wie Virginia Woolf sie ihrerzeit stellte, schien unangebracht und überflüssig, ja obsolet geworden zu sein. Frauen können ein Zimmer für sich allein, ja ganze Bürotürme unter sich haben, und das Gleiche gilt für das Geld. Die Chefin des *Internationalen Währungsfonds* ist weiblich, die Chefin der *Amerikanischen Federal Bank* war es. Frauen in Machtpositionen sind keine Ausnahmeerscheinungen mehr.

Aber gut, so wie plötzlich dieses staubige Buch aus dem Regal und in meine Hände gelangte, so erging es auch dem Feminismus. Jahrelang, ja jahrzehntelang, war niemand mehr daran interessiert, der Feminismus galt als antiquiert, und jetzt ist er plötzlich wieder aus der Versenkung verschwunden. Weinstein, #MeToo und eine Welle der Empörung brachten den Feminismus wieder in die Schlagzeilen.

Plötzlich müssen wir uns fragen: Hatten wir da etwas übersehen? Und wie viel übersehen wir weiterhin? Denn das strukturelle Moment der sexuellen Belästigung wird wohl wieder auf individuelle Bösewichte abgewälzt. Leider.

Spiegelbildlich dazu werden daher auch Erfolg und Misserfolg weiterhin individualisiert. Wenn Frauen weder Macht noch Geld haben, weder Gesetze mitgestalten noch Kapital ihr Eigen nennen



können, weder Staatssekretärin noch Konzernchefin sind, dann ist das auch nach dem gehäuften ‚Outen‘ sexueller Belästigungen nur eine Frage mangelnder persönlicher Leistung.

Oder, wenn sie, die einzelne Frau, allen nur erdenklichen Einsatz erbringt und dennoch nicht erfolgreich ist, dann ist das so, weil sie nicht gut genug sei, also eine Frage mangelnder Begabung.

Und, wenn es ihr nicht an Begabung fehlt, dann ist es eine Frage charakterlicher Schwäche, dass sie nicht forsch genug, dass sie zu schüchtern sei, dass sie sich zu sehr zurücknehme, dass sie sich nicht durchsetze, dass sie ihre Ellbogen nicht einsetze, also eine Frage mangelnder Durchsetzungskraft.

Hm, oder es liegt daran, dass sie nicht genau wisse, was sie wolle, dass sie nicht zielstrebig sei, dass sie nicht nach vorne schreite, also eine Frage mangelnder Entscheidungsfähigkeit.

Auch die neue Medienpräsenz des Feminismus durch die *#Me-Too* Kampagne hat nichts daran geändert, dass Feminismus allgemein als unattraktiv gilt. Die sofortige Reaktion, dass man jetzt anscheinend nicht einmal mehr flirten könne, spricht Bände.

Die Feministin ist immer noch eine marginale Figur, eine Projektionsfläche, die nicht nur von Männern, sondern auch von Frauen schräg beäugt wird. Seit Jahren organisieren sich Frauen – manche darunter unter dem Label Anti-Feministinnen – gegen das Feindbild. Erbozt melden sie sich in Social Media Communities, auf *Facebook*, Homepages oder *Twitter* zu Wort. Sie tragen Banner vor sich her, auf denen steht: Ich bin keine Feministin, weil ich meine Ziele durch Leistung erreichen werde und nicht durch eine Quote. Ich bin keine Feministin, weil jede Frau selbst entscheiden kann, ob sie Hausfrau wird. Ich bin keine Feministin, weil starke Frauen sich nicht hinter ihrem Geschlecht verstecken müssen. Ich bin keine Feministin, weil die Gleichberechtigung der Frau abgeschlossen ist. Jetzt liegt es an den Frauen selbst, ihre Chance in die Hand zu nehmen.

Wie kann ich, angesichts dieser – sozusagen mit geschwellter Brust vorgetragenen – Überzeugung von der Redundanz feministischer Debatten, ja der Überzeugung davon, dass der Feminismus

Frauen im Wege stehe, Einwände vorbringen und mich wieder für den Feminismus stark machen, nicht nur gegen sexuelle Belästigung?

Feminismus ist und bleibt auch nach *#MeToo* in den Augen vieler Frauen nicht nur redundant, sondern er scheint geradezu eine Bedrohung für ihre Selbstentfaltung und ihr Leben darzustellen. In Italien und Frankreich hatten sich regelrecht Massendemonstrationen eingefunden, die gegen neue Lehrinhalte, die Gender- und Geschlechterrollenstereotype in Frage stellen sollen, protestieren. Ich sehe schon leibhaftig vor mir, wie sie über mich, die so isoliert zurückgeblieben ist, hinweg marschieren, ohne es zu bemerken. Junge, mittelalte und alte Frauen und die Kirche immer mit dabei. Ziemlich ausgebeult, würde ich mich wieder aufraffen.

Wie nach einem Rettungsanker greife ich wieder nach dem kleinen Büchlein, das ich aus der Hand gelegt hatte. Virginia Woolf, was meinen Sie dazu, wie es um den Feminismus heute steht? Das Buch wirft mir die Frage zurück. Es berichtet von den Erfahrungen Virginia Woolfs, ist das nicht eine Aufforderung, meine eigenen Erfahrungen ernst zu nehmen? Zugegeben, es sind persönliche Erfahrungen, aber diese haben eine nicht ganz so persönliche Wurzel, wie jene von Virginia Woolf.

Und so erinnere ich mich denn: Als ich mit dreizehn verkündete, ich will Entwicklungshelferin werden, erklärte mir mein Onkel, du wirst eh' mit neunzehn heiraten. Als ich mit siebzehn abends mit einer Freundin durch die Straßen wandelte, hat ein vorbeischlendernder junger Mann mir zwischen die Beine gefasst. Ich war es, die sich anschließend schämte, nicht der Grabscher. Als ich mich mit Mitte dreißig beschwert habe, dass mir meine Kinder keine Zeit für mich lassen, hat man mir gesagt, du hast doch Kinder gewollt. Als ich mit vierzig vor einer Abtreibung stand, sollte ich nicht darüber sprechen. Als ich mit Mitte vierzig feststellte, dass meine Karriere sehr unter der Kindererziehung gelitten hatte, war die Reaktion, du glaubst doch nicht im Ernst, dass du ohne Kinder mehr Karriere gemacht hättest.

Irgendetwas im ach so egalitären Setting ist wohl doch noch nicht ganz so wie es sich in der Medienlandschaft, im öffentlichen Bild und in der Wahrnehmung vieler Frauen ausnimmt. Das Ausmaß sexueller Belästigung am Arbeitsplatz weist mehr als dezent darauf hin. Denn sexuelle Belästigung kann nur funktionieren, wo Hierarchien sexistisch sind, nur dort wo sich die Opfer in einem mehr oder minder starken Abhängigkeitsverhältnis zum Täter befinden.

Nein, den Feminismus lass ich mir nicht nehmen. Scheu und mit leiser Stimme wage ich also so ganz unzeitgemäß das Knäuel aus Erfahrungen, Beobachtungen und Empfindungen zu entwirren. Ich frage, leise oder laut: Gibt es nicht doch noch strukturelle gesellschaftliche ja sogar ideologische Gründe, die dazu führen, dass Frauen nicht so erfolgreich sind, wie sie es gerne wären? Ist es also trotz der zahlreichen Frauen, die Zimmer und Geld haben, noch relevant, den Faden Virginia Woolfs wieder aufzunehmen? Macht es auch heute noch Sinn, Feministin zu sein?

Ihr Buch halte ich dabei fest umklammert in den Händen.

Ich will die Gedanken Virginia Woolfs wiederaufnehmen und mithilfe des kleinen Büchleins selbst eine Untersuchung unternehmen. Ich will allerdings nicht nur über Frauen und Literatur schreiben, denn ich denke, dass das, was Virginia Woolf meinte, viel mehr Frauen betrifft als Literatinnen. Es tangiert ein weites Feld beruflicher und persönlicher Entfaltung oder Selbstverwirklichung. Virginia Woolf wollte, dass Frauen in ihrer Entfaltung nicht mehr gegen materielle und immaterielle Hindernisse stoßen. Und das geht mich auch 89 Jahre nach Erscheinen ihres Büchleins etwas an. Sie ist und bleibt eine Komplizin im Kampf für eine Gesellschaft ohne vorgefertigte Geschlechterrollen. Zu gerne hätte ich sie kennengelernt, denke ich ein wenig resigniert, denn wie hätte ich zu diesem Zeitpunkt ahnen können, welche Überraschung auf mich wartet!

Wieder lege ich das Buch aus der Hand und denke über meine Begriffswahl nach: Entfaltung, Selbstverwirklichung, zugegeben, beides Begriffe, die – so ich meinen Überzeugungen treu bleibe – nicht in die Tasten meines Computers gelangen sollten –, denn sie sind Teil des kapitalistischen Jargons geworden. Selbstverwirklichung steht für Konsum. Mittels Werbetrommel wird uns ständig weisgemacht, uns selbst zu verwirklichen, wenn wir uns eine neue Handtasche gönnen. Und das gilt insbesondere für Frauen, die zum Idealtypus des zeitgenössischen Konsums stilisiert werden. Ich erinnere mich an einen Werbespot, der eine Gruppe attraktiver Frauen kreischend vor einem Schuhregal zeigt.

Der Begriff ist mit Geschlechtszuschreibungen beladen, nein, überladen. Selbstverwirklichung ist nämlich etwas, was man westlichen Frauen der Mittelklasse seit langem zubilligt, in Töpferkursen und Halbtagsjobs. Bei Männern ist das, was ich hier so linkisch als Selbstverwirklichung bezeichnet habe, berufliche Verantwortung.

Ich werde mir daher alle Mühe geben, diesen Begriffen eine andere Wendung zu geben. Werde dem ökonomischen Regime jedoch nicht entkommen, denn, wie ich bei Virginia Woolf nachlese, ist es neben dem Zimmer für sich allein auch dem Geld zu verdanken, wenn Frauen über Bewegungs- und Gestaltungsraum verfügen, und das verdient sich in dieser Epoche nun mal in kapitalistischen Produktionsverhältnissen. Oder sollte ich von der Selbstverwirklichung absehen und von Verantwortung, Erfolg oder Freiheit sprechen? Ich kann darauf bedauerlicherweise keine Antwort finden, und entscheide mich daher dafür, Entfaltung als Platzhalter eines bislang fehlenden Begriffs, den ich, bis eine andere Autorin einen besseren findet, auf den ich dann dankbar zurückgreifen werde, verwende. Das Thema ist also – so unbefriedigend es sein mag – vorerst „Frauen und ihre berufliche und persönliche Entfaltung zu Beginn des 21. Jahrhunderts“.

Und schon greife ich wieder nach dem Buch, lese die ersten Seiten und finde dabei heraus, dass auch diese Kombination von

Begriffen vielerlei meinen kann. Es kann meinen, darüber zu sprechen, wie und wer Frauen sind, was berufliche und persönliche Entfaltung sind und wie diese miteinander zusammenhängen. Ganz so wie Virginia Woolfs Thema Frauen und Literatur mehrschichtig ist, entfaltet sich auch hier eine Vielschichtigkeit, die ich kaum fassen kann und die ich, wie ich mit Enttäuschung feststellen muss, nicht in ihrer Komplexität erfassen können werde. Ich werde weder das Problem der Geschlechterrollen, noch das der freien beruflichen Entfaltung von Frauen befriedigend beantworten.

Stattdessen werde ich – so wie sich schon Woolf damit begnügte, eine Meinung zu einem nebensächlichen Punkt (zur Forderung, eine Frau braucht Geld und einen Raum für sich allein) anzubieten – hier nur Meinungen zu den (Produktions-)Bedingungen der beruflichen und persönlichen Entfaltung von Frauen sammeln und erörtern. Es wird sich zeigen, inwieweit bei diesen Produktionsbedingungen auch die Frau selbst und wie sie ist, hervorgebracht wird.

Wie sollte ich nun der Sache nachgehen? Ich habe meinen Text leichtfüßig und ohne klaren argumentativen Rahmen begonnen. Ziemt es sich denn überhaupt, meine Frage so unwissenschaftlich anzugehen, so ganz ohne auf Statistiken und Zahlen zurückzugreifen, diese Frage rein essayistisch zu behandeln? Meine Meinung auszulaudern, kann uns da doch keineswegs der Wahrheit ein Stück näher bringen. Dennoch hegt sich in mir ein Widerspruch gegen diese These.

Wir haben schließlich längst Statistiken, wir haben Zahlen, die beweisen, dass Armut weiblich ist (70% aller Menschen, die unter der Armutsgrenze leben, sind Frauen und Kinder) und das betrifft nicht nur Frauen in der südlichen Hemisphäre der Erdkugel. Und obwohl Frauen die Hälfte der Studierenden stellen, muss man sie in den Chefetagen suchen (der Anteil von Frauen in den Vorständen der DAX-Unternehmen lag 2015 bei 8,3 %), Frauen verdienen für die gleiche Arbeit in Deutschland ca. 23 % weniger (in Teilzeitjobs 17 % weniger) und bis vor kurzem musste sich der/die FotografIn

lange überlegen, wo er oder sie Frau Merkel auf dem Gruppenfoto des Gipfeltreffens der G7 Staatschefs platzierte, denn sie war bekanntermaßen lange Zeit die einzige Frau in dieser Riege. Von einem überbordenden weiblichen Ansturm auf diese Positionen kann man seit Einzug von Theresa May in die Ränge der Sieben nicht sprechen. Die USA werden die nächsten Jahre von einem offen frauenfeindlichen Mann regiert werden. Die Zeichen stehen für ein Zurück in die Vergangenheit des Patriarchats.

Wir wissen all dies und dennoch ist uns nicht immer bewusst, warum sich Ungleichverhältnisse oft hartnäckig halten, obwohl vor dem Gesetz alle gleich sind und Frauen alle öffentlichen Einrichtungen offen stehen – Schulen, Universitäten sowie Bibliotheken. Virginia Woolfs Erlebnis, vor der Bibliothek des Colleges abgewiesen zu werden, klingt heute zumindest im sogenannten Westen dieser Welt wie eine bizarre Episode aus einer vormodernen Welt. Und was die Rasenflächen betrifft, die sie als Frau unbefugt betreten hatte, scheint sich die Problematik auch ausnahmslos erübrigt zu haben. Mir fallen dazu bloß die Pariser Schilder ‚pelouse en repos‘ (Rasen im Ruhestand) ein. Sie gelten ausnahmslos allen – Frauen, Männern, Hunden.

Runter von der Rasenfläche. Ich begeben mich auf Abwege, und muss schnell wieder zurück auf den Weg, zurück zu Virginia Woolfs Buch, um meinen Argumentationsstrang fortzusetzen. Also, ich denke, da wir es auch mit Zahlen und Statistiken nicht zu befriedigenden Antworten bringen, will ich es mit der Devise von Virginia Woolf halten und die Wahrheit in literarischer Form suchen.

Es versteht sich, dass ich – so wie seinerzeit Virginia Woolf – dies in der Hoffnung tue, dass etwas Wahrheit aus meinen Ausschweifungen träufelt oder tröpfelt, dass sich etwas Wahrheit zwischen den Zeilen und in unseren Gemütern einnistet, denn was Zahlen fehlt, ist ein Konglomerat aus Geistes- und Gemütsverfassung, das einen zu etwas verleitet oder eben nicht. Wir sind schließlich keine rationalen Maschinen, sondern Wesen, in denen Herz, Geist

und Körper eine Einheit bilden, und das betrifft genauso Männer wie Frauen. Auch wenn Männer Frauen über Jahrhunderte hinweg, weiszumachen pflegten, dass sie selbst rational und Frauen emotional und sie den Letzteren von daher überlegen seien. Krisen müssen schließlich rational bewältigt werden. Phasen können emotional durchlitten werden.

Diese ideologisch motivierte Vormachtstellung der Ratio hält sich hartnäckig und findet sich zum Beispiel in dem Gebot wieder, die Wahrheit sei eher in Statistiken als in Versen zu suchen. Vor dem Hintergrund des alles regulierenden Marktes sind Zahlen zum Funktionsmodell unserer Gesellschaft *per se* geworden. Verse sind vergessen.

Frauen stehen dabei immer noch in einem mehr oder weniger peripheren Verhältnis zu Zahlen. Und das schlägt sich etwa auf dem Terrain der literarischen und intellektuellen Produktion von Frauen, um Virginia Woolfs Fokus noch einmal näher zu rücken, so nieder, dass sich Frauen immer noch eher an schöngeistige und seichte Inhalte wagen als an (natur-)wissenschaftliche. Sie schreiben jede Menge Romane – und selbst da werden sie schnell ins Chick Lit Eck gedrängt,<sup>2</sup> sind aber höchst selten namhafte Philosophinnen, Physikerinnen oder gar Hirnforscherinnen. Am besten sie ziehen sich gleich auf das Gebiet der Gender Studies zurück. Dort sind Männer eine Seltenheit – immer noch. Warum eigentlich? Sind Männer mit ihren Rollenzuschreibungen stets rundum zufrieden. Will der Mann so ganz Mann sein, seinen Mann stehen? Oder wollen sie die Nische der Gender Studies großzügig Frauen überlassen?

Wie also vorgehen, wie diese Untersuchung angehen? Virginia Woolfs Buch erweist sich auch in dieser Frage als guter Ratgeber,

---

<sup>2</sup> Die amerikanische Autorin Meg Wolitzer resümierte 2012 in einem Essay für den *Sunday Book Review* der *New York Times* den Status des weiblichen Schreibens: die Bücher der Schriftstellerinnen würden im Buchhandel stets auf dem zweiten Regal für die nicht so wichtigen Neuerscheinungen platziert, die Verlage hätten sie schon mit Bucheinbänden dekoriert, die sie als „Chick Lit“ kennzeichnen würden. Meg Wolitzer: *The Second Shelf. On the Rules of Literary Fiction for Man and Women*, in: *New York Times*, 30. März 2012.

denn sie hatte, wohl weil das Thema als Topos in die Funktionsweise gesellschaftlicher Räume eingeschrieben ist, in der Rolle von Mary Seton oder Beton physische Orte auf der Suche nach Antworten aufgesucht. Und das will ich auch tun.

Ich nenne mich jetzt mal Grete Wolf – ein genauso zufälliges Pseudonym wie Mary Seton, Mary Beton oder Mary Carmichael – die Pseudonyme, die Virginia Woolf wählte. Keine Angst vor Gretchen, ich trete niemandem persönlich nahe und frage nicht – wie Gretchen einst –, wie halten sie es mit dem Feminismus; keine Angst vor dem Wolf, ein Familienname, der sich von Wolfgang ableitet. Ein Pseudonym also, das mir hilft, meine Frage „Was müssen wir heute fordern, damit Frauen endlich das verwirklichen können, was Virginia Woolf in *Ein Zimmer für sich allein* interessierte, ihre freie Entfaltung, statt die Wiederholung vorgefertigter Bilder?“ in literarischer Form zu erörtern.

Das heißt, in einer Form, die einerseits ausdrücklich nicht wissenschaftlich, aber andererseits auch nicht biografisch ist. „Ich – zitiere ich das Buch – ist (nur) eine bequeme Bezeichnung für jemanden, den es in Wirklichkeit nicht gibt.“<sup>3</sup> Aber ‚den‘ oder ‚die‘ es vielleicht in vielen von uns ein Stück weit gibt. Anders als Virginia Woolf, behaupte ich jedoch, Lügen kommen mir keine über die Lippen,<sup>4</sup> Vorurteile, Verzerrungen, einseitige Betrachtungen und subjektive Beurteilungen, das räume ich ein, aber diese sind authentisch, das heißt Erfahrungen und Konditionierungen von Frauen geschuldet.

Ich versuche, wie es Virginia Woolf so glänzend getan hat, so ausführlich und frei, wie es mir möglich ist, Sie dazu einzuladen, meine Gedankengänge mit zu verfolgen und mich auf der Suche nach einer Antwort zu begleiten. Wenn Sie mich auf diesem Wege begleiten, kann ich zumindest aufzeigen, wie ich zu meiner Meinung am Ende dieser Suche komme. Ich überlasse es Ihnen, diese zu beurteilen. „Man kann seiner Zuhörerschaft nur die Möglichkeit

---

<sup>3</sup> Virginia Woolf (VW), *Ein Zimmer für sich allein*, 2012, S. 7.

<sup>4</sup> VW, S. 7.



geben, ihre eigenen Schlussfolgerungen zu ziehen, wenn sie die Grenzen, die Vorurteile und Eigenarten der Vortragenden bemerken.“<sup>5</sup> hatte Virginia Woolf geschrieben, und sehr deutlich gemacht, dass sie keine Backpflaumen mochte.

Ach, zu gerne würde ich Frau Woolf um ein paar weitere Ratschläge, wie ich meine Untersuchung angehen soll, bitten, aber sie ist nicht da – wie sollte sie auch? Sie ist ja schließlich tot. Das werde ich auch denken, als sie eines Tages plötzlich leibhaftig vor mir steht. Aber dazu komme ich, wie gesagt, später. Vorerst bin ich allein, allein mit ihrem Buch. Doch das kleine Reclam Bändchen wird bei dieser Suche mein ständiger Begleiter und wegweisender Berater. Gut, dass es in fast jede Tasche passte.

Eine Frau braucht Geld und ein Zimmer für sich allein – hatte Virginia Woolf also gefordert. Ich wiederhole es noch einmal laut, weil es so gut klingt. Aber, wie ich schon behauptete, waren das wohl strategische Forderungen gewesen, um dahinter zu verbergen, dass es ihr nicht um materiellen Luxus ging, sondern darum, zu zeigen, wie sehr die spirituelle Freiheit der schreibenden Frauen an materielle Gegebenheiten geknüpft ist. Es ging ihr also darum, Bedingungen zu schaffen, in denen Frauen das schreiben können, was sie wollen.

Und auch das ist für mich ein triftiger Grund Virginia Woolf, oder besser gesagt, ihrem Buch nach so vielen Jahren Gehör zu schenken. Es ist natürlich auch heute noch wichtig, Geld und ein Zimmer für sie allein zu fordern, und es gibt immer noch unzählige Frauen, denen beides fehlt, aber es steht anscheinend noch etwas anderes zur Debatte in der Frage, warum Frauen häufig beruflich und persönlich nicht das erlangen, was sie sich vorstellen. Etwas, das sich nicht in Gesetzestexte packen lässt, etwas, das sich zwischen Zeilen, Räumen und zwischen Menschen in materialisierten Vorstellungen davon abspielt, was eine Frau ist, und Praxen, wie

---

<sup>5</sup> VW, S. 6.

Frauen sich zu benehmen haben. Denn diese behindern auch Frauen, die sowohl Geld als auch ein Zimmer für sich alleine haben.

Meine Hypothese ist, dass Frauen in der westlichen Welt offiziell frei, doch hinter den Kulissen immer noch in Korsetts gefangen sind. Sie werden zwar nicht mehr vor etwaige Alternativen wie Heimchen am Herd oder männerfressendes Vamp gestellt. Und sie müssen sich auch nicht mehr gegen Vorwürfe wie jene, eine Rabenmutter oder eine alte Jungfer zu sein, wehren. Stimmt's?

Die Natur der Frau ist grundsätzlich in Frage gestellt. Aber die Rollen – die traditionellen sowie die neuen Rollen erfolgreicher und begehrenswerter Frauen (die unabhängige Karrierefrau, die liebende sorgende Mutter und Partnerin, die Sexbombe) – sollte sie bis zur Perfektion spielen können und sich nahtlos in diese Rollen einfügen, sodass die Differenz zwischen Authentizität und Maschere unbemerkt bleibt. Nach dem Motto, wir wissen alle, dass sie kein authentisches Heimchen am Herd und kein männerfressendes Vamp ist, aber kochen und verführen können sollte sie dennoch, damit sie als Frau geachtet wird.<sup>6</sup>

Unter dem Deckmantel des Rollenspiels setzen sich normative und repressive Subjektkonstitutionen der Frau fort und schränken die Wahl des Handelns und Begehrens von Frauen weiterhin ein. Die neuen Idole von Queerness – die ich in Ehren halten möchte – werden leider über den gedanklichen Umweg, dass alles nur ein Rollenspiel sei, in ausgetretene Pfade von traditionellen Geschlechterrollen gelenkt. Diese haben zwar die Aura des Authentischen verloren, aber Frauen werden belohnt, wenn sie weiterhin all das erfüllen, was eine Frau sein sollte.

---

<sup>6</sup> Bei Männern sind die Anforderungen auch stark gestiegen. Ein Mann muss ein guter Liebhaber, ein liebevoller Vater, der Zeit für seine Kinder hat, sein, Karriere machen, gut kochen und über Gefühle sprechen können. Nur Kuchen für das Schulfest muss er nicht backen, nicht pro Woche zehn Mails für Verabredungen und Geburtstage schreiben, keine Hausaufgaben kontrollieren oder kranke Kinder abholen und Läusebehandlungen durchführen. Und vor allem wird er nicht zwei bis drei Jahre pro Kind aus der Karrierespur geschmissen.

Wie und wo diese Subjektkonstitution alltäglich stattfindet, das werde ich zwischen und hinter den Zeilen, an profanen Orten suchen. Der ganz normale Alltag ist Schauplatz der Normalisierungsprozesse der Frau. Die kommerzielle Kultur nährt diese Prozesse und die hochgeschätzte Arbeit feministischen und queeren Gedankenguts findet sich verstümmelt und verkorkst in neuen Trends der Kulturproduktion wieder. Den Biss hat es dabei verloren.

Ich begeben mich zuerst zu den schönsten und historisch-politisch als am unbedeutendsten eingestuften Orten: Schulhof und Park.

Bevor ich mich auf den Weg mache, packe ich sorgsam das Buch *Ein Zimmer für sich allein* in meine Tasche.

## **2. Alltagsbeobachtungen zur Arbeitsteilung. Reproduktive Arbeit im gesellschaftlichen Wandel?**

Die Suche beginnt morgens um acht auf dem Schulhof. Das heißt dort, wo hunderte von Kindern auf einen Raum gepfercht so viel Lärm produzieren, dass es einer – wie man so sagt – schier den Verstand raubt. Die Kinder dabei aber alle wohlauf und bei Verstand sind.

Zugegeben, es ist mir ein wenig unangenehm an einem vermeintlich so banalen und obendrein so lauten Ort mit der Recherche zu beginnen, doch ein Trost ist mir, dass sogar Virginia Woolf in ihrer Abhandlung über das so ehrwürdige Thema Frauen und Literatur, mindestens zwölf Mal – ich habe nachgezählt – das Wort Kinder (Kinder, die zur Welt gebracht werden, Kinder, die gestillt werden, Kinder, die spielen) erwähnt hatte.

Wenn ich also meine Kinder morgens um acht in die Schule bringe, treffe ich dort auf jede Menge Frauen, die wie ich ihre Kinder zur Schule bringen. Ebenso treffe ich die Frauen, wenn ich die Kinder nachmittags um vier wieder abhole. Einige Frauen begrüßen mich freundlich, andere blicken arrogant zur Seite. Aber gut, das tut hier nicht zu Sache. Die Frage ist vielmehr, auf wieviele Männer treffe ich? Morgens um acht sind es noch etwa eine Handvoll pro Schulklasse – meist dieselben. Ich schaue mich um, suche mit den Augen das lärmende Gewimmel ab und entdecke den blonden jugendlich aussehenden, nachlässig gekleideten Komponisten, den extravaganteren, aber scheuen irischen Modedesigner und den attraktiven Eisdienmilliardär, hinter dessen Rücken man tuschelt, ob er nicht nur mit Eis reich geworden sei, sondern Geldwäsche betreibe und um den sich jetzt schmeichelnd ein Grüppchen Frauen scharrt, das meine Aufmerksamkeit sogleich auf sich zieht. Halt, mein Anliegen war doch ein rein quantitatives. Und das sind jetzt erst drei Männer. Ich reiße mich also von meinen indiskreten Blicken nach der kuriosen Clique um den Beau los und suche das Gedränge nach

weiteren Männern ab. Schließlich werde ich dreier dezenter Herren in Anzug und Krawatte habhaft, flüchtig, denn schon sind sie wieder verschwunden, eilig, auf dem Weg zu ihrem Arbeitsplatz. Das ist natürlich nur eine Vermutung.

Nachmittags um vier sind Männer wie ausgestorben. Verirrt sich doch mal der ein oder andere dorthin – schließlich ist der Arbeitsalltag eines Komponisten nicht an feste Arbeitszeiten geknüpft – muss sich der Ärmste in diesem Schwarm aus Frauen und Kindern recht allein fühlen. Ist es möglich, dass Arbeitsteilung immer noch entlang von Geschlechtern funktioniert?

Wir – Frauen und Kinder – gehen, solange es das Wetter zulässt, in den Park. Heute haben wir Glück. Es ist ein sonniger Oktobernachmittag. Dort angelangt, entdecke ich – abgesehen von einigen wenigen älteren Herrschaften – wieder nur Frauen und Kinder. Allerdings sind die anwesenden Frauen nicht alle die Mütter der Kinder. Viele sind Kindermädchen. Warum sagt man eigentlich Mädchen? Das waren gestandene Frauen. Frauen, die in ihrem Leben buchstäblich schon so einiges durchgestanden hatten. Zumeist erkennt man sie an ihrer Physiognomie, welche sich apart von jener der betreuten Kinder unterschied. Asiatinnen und Afrikanerinnen unterstützen westliche Frauen der Mittelklasse dabei, ihren Ambitionen zu folgen und berufliche Erfolge zu erzielen. Die traditionelle Arbeitsteilung entlang von Geschlechterrollen wurde also in Teilen durch eine Arbeitsteilung entlang des Nord-Süd-Gefälles ersetzt.

Dafür lassen Frauen oft ihre leiblichen Kinder in der Heimat zurück, um sich um die Kinder anderer zu kümmern. Kathi B. erzählte mir, dass sie fünf Kinder hat – allerdings auf den Philippinen. Da ihr Mann nicht arbeiten wollte, hatte sie ihn und die Kinder notgedrungen zurückgelassen, um in der Ferne – zehntausende Kilometer entfernt von ihrer Familie – Geld zu verdienen. Auf ihren Besuchen hat sie dann allerdings feststellen müssen, dass ihr Mann das Geld, das sie ihm schickte, zum Fenster rauschmiss, ohne sich um die Ausbildung der Kinder zu kümmern. Daraufhin hat sie ihn

kurzerhand selbst (zum Fenster?) rausgeschmissen, und die Kinder bei ihren Eltern einquartiert. An ihrer eigenen Situation hatte das allerdings nichts geändert, sie kümmerte sich weiterhin zehntausende Kilometer entfernt von ihren Kindern um andere Kinder und schickt alles Geld, das sie verdient, nach Hause.

Ihre Kollegin Anne D. erzählte mir, dass sie ihren Sohn endlich vor ein paar Monaten, nach vielen Jahren der Trennung, auch er war auf den Philippinen geblieben, zu sich holen konnte. Er war jetzt dreizehn Jahre alt. Als sie die Philippinen verlassen hatte, war er drei Jahre alt gewesen. Wie sie all die Jahre der Trennung, zehn waren es genau, überstanden hatte, wagte ich nicht zu fragen.

Wasa B. wiederum erzählte mir, dass sie selbst gerne Kinder hätte, aber es nicht klappen wollte, so kümmerte sie sich um die Kinder der anderen. Aber der Mangel anderer Jobmöglichkeiten, der dem Umstand geschuldet war, dass sie aus Madagaskar stammte, spielte wohl auch eine wesentliche Rolle bei der Entscheidung, die Betreuung der Kinder anderer zu ihrem Beruf zu machen. All diese Frauen konkurrierten um Kinderbetreuungsjobs und wehrten sich daher kaum gegen die diversen Diskriminierungen, etwa bei der Arbeitsplatzvergabe, denen sie aufgrund ihrer Herkunft, Hautfarbe und Geschlecht begegneten. ‚Intersektionalität‘ hatte Kimberlé Crenshaw die Schnittstelle mehrerer Ausgrenzungen genannt, und damit darauf hingewiesen, dass, wenn ‚nur‘ schwarze Frauen (und keine weißen) von etwas ausgeschlossen werden, dies nicht heißt, dass hier Sexismus keine Rolle spielt, sondern dieser sich mit Rassismus verbindet. Sie war darauf aufmerksam geworden, als ein Betrieb sämtliche schwarze Frauen aus seiner Belegschaft entließ und die betroffenen Frauen dennoch keinen *Anti-Discrimination Act* geltend machen konnten, weil der Betrieb weder weiße Frauen noch schwarze Männer entlassen hatte.<sup>7</sup> Kimberlé Crenshaw hat außerdem aufgezeigt, dass die Kombination von Rassismus und Sexismus doppelt wirkt. Das heißt, dass Frauen, die

---

<sup>7</sup> Kimberlé Crenshaw, *Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A black feminist critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics*, in: *University of Chicago Legal Forum*, 1989, S. 139 ff.

Opfer von Rassismus werden, auch doppelt so häufig sexistischer Gewalt ausgesetzt sind wie andere Frauen.

In Gedanken tat sich ein breiter brausender Strom vor mir auf. Auf der anderen Seite dieses Stromes besuchten doppelt so viele Mädchen wie Jungen nie eine Schule, wurden sieben Millionen Mädchen noch im Kindesalter zwangsverheiratet und in vielen dieser Regionen jenseits des Stromes konnten sich Frauen nicht frei in der Öffentlichkeit bewegen, wenn sie nicht als Freiwild betrachtet werden wollten. Sanfte Wellen schwappten über das Ufer und machten meine Füße nass. Wie weit weg war das wirklich entfernt? Wie viel trennte das eine Flussufer vom anderen?

Die Frauen, die sich um die Kinder anderer kümmern und oft ihre Familie in der Ferne zurückgelassen hatten, blieben so wie die Mütter meist unter sich und die beiden Gruppen damit leider oft weiter weg voneinander entfernt als sie es reell waren. Im Park trennte sie nur eine Bank von einer anderen, aber es schien, als ob dazwischen ein breiter Fluss lag. Die Bänke waren die jeweiligen Flussufer – *riverbank* wie man im Englischen sagte.

Wir Frauen verteilen uns also auf die Parkbänke, mit Vorliebe auf jene, auf denen wir die letzten Sonnenstrahlen dieses herbstlichen Spätnachmittags einfangen können und setzen uns – jedenfalls solange wir keine Kinder unter drei haben, denen man auf Schritt und Tritt folgen muss. Nachdem wir es uns auf den Bänken bequem gemacht und das Gesicht den Sonnenstrahlen zugewandt haben – es sind die letzten des Tages –, unterhalten wir uns.

Jede von uns trägt viele Sorgen, Ambitionen und Träume mit sich herum – das vermute ich zumindest. Aber diese bleiben zu meist wohlbehütet in einem Hinterstübchen unseres Kopfes stecken. Denn sprechen tun wir fast ausschließlich über unsere Kinder. Warum eigentlich? Weil wir unserer Rolle als Mutter gerecht werden wollen, weil wir glauben unsere ‚anderen‘ beruflichen Aufgaben und Anliegen nicht mit anderen Müttern teilen zu können, weil wir Privates und Berufliches trennen, wie es sich gehört! Oder weil Mütter subtil immer noch mehr soziale Wertschätzung erhalten als